Berlin als Museumsstadt

Man urteilt meist ungerecht über Berlin. Man darf nicht vergessen: die Hauptstadt an der Spree, der „Wasserkopf des Deutschen Reiches", das „Spreebabel" oder wie man es sonst taufen mag, hat es sehr viel schwerer gehabt als andre europäische Hauptstädte, die sich als Vororte eines reichen und blühenden Hinterlandes — Paris, Wien, Prag — oder als Hafenstädte — London, Amsterdam — ganz von selber und ohne viel Zutun entfalten konnten. Selbst andern deutschen Städten: Köln, Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Magdeburg, Hamburg gegenüber war es im Nachteil. Hauptstadt eines armen und dünn besiedelten Landes, wurde es ungewöhnlich früh — schon im 15. Jahrhundert — in seiner bürgerlichen Entwicklung durch die Hohenzollern gehemmt und in eine höfische und militärische Schablone hineingepreßt. Es hat ungeheurer Anstrengungen bedurft, um das nachzuholen, was durch so ungünstige Umstände versäumt worden ist. Dünn und ärmlich wie der Sandboden der Mark, auf dem die Stadt steht, ist ihr kultureller Untergrund.

Berlin hat es auch in künstlerischer Beziehung besonders schwer gehabt. Der Kriegsgott hat sich mit den Musen noch nie gut vertragen, und in der Kasernenluft kann nur eine kümmerliche Kultur gedeihen. Berlin war aber seit Ausgang des Mittelalters nicht viel mehr als eine große Kaserne. Gerade in den Jahrhunderten, in denen überall in den Residenzen, zumal in Dresden, eine lebhafte Sammlertätigkeit einsetzte, geschah in der brandenburgischen, nachher preußischen Hauptstadt so gut wie gar nichts. Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst", hat sich zwar ein paar niederländische Gemälde zugelegt und eine „Kunstkammer", das heißt eine Sammlung kunstgewerblicher und naturhistorisch merkwürdiger Gegenstände, aber das konnte sich neben dem, was die Wettiner sammelten, nicht sehen lassen. Sein Sohn, der erste preußische König, hatte mit dem letzten Kaiser das gemein, daß er für die Befriedigung seiner Eitelkeit und für Prunk maßlose Aufwendungen machte, aber für Kunst im tiefern und eigentlichen Sinne nichts übrig hatte. Für die Bereicherung der Sammlungen seines Vaters hatte er kein Interesse. Friedrich Wilhelm I. vollends, der gekrönte Feldwebel, veräußerte, was er an Luxus vorfand. Nur für Kupferstiche und Handzeichnungen der holländischen Schule hatte er etwas übrig. Er hat den Grund gelegt zu dem berühmten Berliner Kupferstichkabinett.

Wenn die Lobredner des Alten Fritzen recht hätten, müßten sich unter seinem Szepter die Künste besonderer Wertschätzung und Förderung erfreut haben. Aber das kann man mit dem besten Willen — wenigstens, soweit die Sammlungen in Betracht kommen — nicht behaupten. Er hat einige antike Statuen kaufen lassen, darunter den berühmten „Betenden Knaben", und Gemälde von Watteau und seinen Nachfolgern: Boucher, Pater, Lancret. Dabei blieb es — er ist im Zerstören weit größer gewesen als im Aufbauen. Selbst die wertvollen Stücke aus seinem Besitz sind nicht in das Eigentum des Staates übergegangen, als Friedrich Wilhelm III., dem persönlich die Kunst sehr gleichgültig war — so gleichgültig, daß er das Theater in Potsdam im Stadtschloß zerstörte (wie Wilhelm II. das in Charlottenburg) und Schinkel den Plan für die Potsdamer Nikolaikirche verdarb — als dieser herzlich unbedeutende Herr den Direktor Waagen beauftragte, aus den Schlössern die für ein staatliches Museum geeigneten Stücke auszuwählen. Rokoko stand damals so niedrig im Kurs, daß man unbedenklich die schönsten Barockschlösser und Barockkirchen demolierte. An den französischen Meistern des 18. Jahrhunderts ist damals Waagen, der als der bedeutendste deutsche Kunstkenner galt, achtlos vorbeigegangen. Leider ist dieses Versäumnis auch bei der Vermögensauseinandersetzung mit den Hohenzollern nach dem Umsturz nicht ganz gutgemacht worden: erst kürzlich hat der ehemalige „Schutzherr der deutschen Kunst" einige Prachtstücke von Watteau, die man ihm mit allzu großer Nachsicht gelassen hatte, dem Beispiel vieler seiner fürstlichen Vettern folgend, im Ausland versilbert.

Immerhin konnten aus königlichen Schlössern 378 Bilder dem Museum überwiesen werden, das Friedrich Schinkel im Jahre 1831 vollendete. Insgesamt umfaßte das Museum am Lustgarten — das heutige „Alte Museum" — doch schon 1198 Werke, und zwar 515 niederländische und 497 italienische. Die Sammlung Giustiniani in Paris und die Sammlung Solly in London waren zu dem Vorhandenen hinzugeschlagen worden. Mit der Londoner Sammlung war der berühmte „Genter Altar" der Brüder van Eyck nach Berlin gekommen, den uns die Belgier ohne einen Schein von Recht durch den Versailler Vertrag wieder weggenommen haben. Eine geregelte Sammlertätigkeit von Staats wegen gab es in Berlin demnach erst nach den napoleonischen Kriegen. Damals waren die Italiener der Hochrenaissance: die Raffael, Tizian, Leonardo, schon in festen Händen. Paris, Dresden und Wien hatten sich das beste gesichert. So kommt es, daß die frühitalienischen Schulen, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, besonders gut vertreten sind, die spätern Schulen dagegen große Lücken aufweisen.

Für die spätern Erwerbungen, unter denen hauptsächlich die Aachener Sammlung Suermondt zu nennen wäre, ist vor allem Wilhelm Bode zu danken, dem in diesem Jahre in hohem Alter verstorbenen Generaldirektor der staatlichen Kunstsammlungen. Bode hat es ausgezeichnet verstanden, den Kunsthandel und private Sammler heranzuziehen und sie zur Ueberlassung von erstklassigen Stücken zu bewegen. Berlin erhielt damals seine einzigartige Sammlung von Niederländern des 17. Jahrhunderts: 25 Rembrandts, die größte Sammlung Franz Halsscher Bildnisse außer der in Harlem, und die seltenen Stücke von Vermeer van Delft. Auch Rubens ist anständig vertreten — wenn auch nicht entfernt so wie in München und Wien — und von Dürer kamen mit der Zeit sieben Bilder zusammen, darunter das Porträt des Hieronymus Holzschuher. Dem Museum kam auch die Liebhaberei Bodes für Groß- und Kleinplastiken der italienischen Renaissance zugute.

Ueberhaupt hat ja Bode das ganze Berliner Museumswesen umgekrempelt. Im Kaiser-Friedrich-Museum, das im Jahre 1904 seiner Bestimmung übergeben wurde nach einer fünfjährigen Bauzeit, sind in den Sälen, die die Gemälde beherbergen, Plastiken und erlesene Stücke des Kunstgewerbes verteilt. Im Erdgeschoß ist die deutsche Plastik aufgestellt worden, die frühchristliche — ein Mosaik aus Ravenna befindet sich darunter — und die islamische Kunst. Persische Fayencen und Knüpfteppiche der besten Zeit findet man dort und koptische Gewebe. Ein Glanzstück ist die vom Sultan Abdul Hamid geschenkte Mschatta-Fassade: die reichdekorierte Schauseite eines Wüstenschlosses aus dem 4. bis 6. nachchristlichen Jahrhundert. Eine Renaissance-Kapelle gibt einen Begriff von der kirchlichen Baukunst Italiens. Die weitausschauenden Pläne Bodes sind noch längst nicht alle verwirklicht. Das seit zwei Jahrzehnten im Bau befindliche riesige Deutsche Museum auf der Museumsinsel soll neben romanischen und gotischen Bildwerken auch den Altar von Pergamon sowie das Stadttor von Milet aufnehmen, Werke spätantiker Baukunst, die deutscher Gelehrtenfleiß ausgegraben hat. Auch das Asiatische Museum in Dahlem harrt noch seiner Vollendung.

Das architektonisch schönste Museum, das Deutschland überhaupt besitzt, ist das schon erwähnte Alte Museum von Schinkel mit seiner gewaltigen Säulenfront und seiner feierlichen, dem Pantheon in Rom nachgebildeten Kuppelhalle. Die römischen und griechischen Bildwerke haben darin Aufstellung gefunden. Als es zu eng wurde für die rasch anwachsenden Bestände, hat ein Schüler Schinkels, Stüler, als Erweiterungsbau das Neue Museum angefügt. Hier sind die ägyptischen Werke und die unerhört reichhaltige griechische Vasensammlung untergebracht, ferner das Kupferstichkabinett. Der Baumeister hat es vorzüglich verstanden, durch einen Säulengang über die trennende Museumsstraße hinweg beide Museen zu verbinden; später ist dann noch — 1876 — die Nationalgalerie hinzugekommen, der deutschen und französischen Malerei des 19. Jahrhunderts gewidmet. Hier wiegt naturgemäß die Berliner Kunst vor — Menzel ist mit seinen Hauptwerken vertreten, aber auch Krüger, Blechen und Gärtner findet man in bezeichnenden Stücken. Diese köstliche Sammlung verdankt Berlin hauptsächlich Hugo von Tschudi, der, nachdem er bei dem ehemaligen Kaiser in Ungnade gefallen war, nach München ging und dort die Alte Pinakothek ummodelte. Heute wird die Nationalgalerie und ihre beiden Filialen, die „Bildnissammlung" in der ehemaligen Schinkelschen Bauakademie und das Kronprinzenpalais, das die Malerei des 20. Jahrhunderts repräsentiert, von Ludwig Justi betreut.

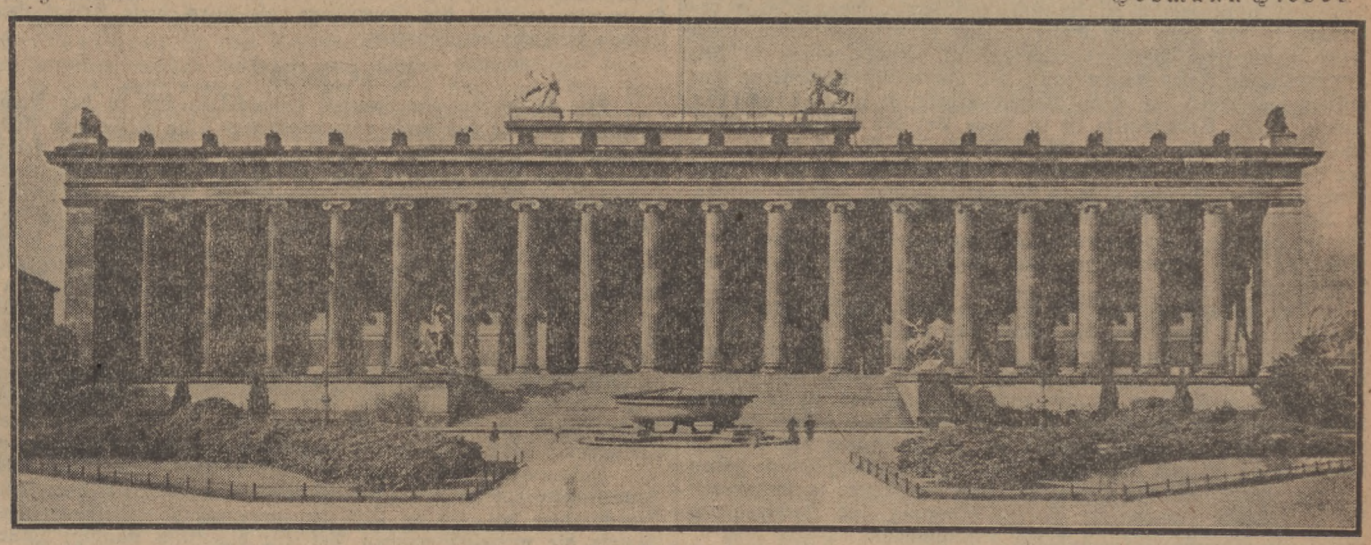
Im Südwesten der Stadt, an der Prinz-Albrecht-Straße, war für die außereuropäische Kunst und das alte Kunstgewerbe eine Unterkunft geschaffen worden. Aber diese Gebäude, in den achtziger Jahren errichtet, erwiesen sich im 19. Jahrhundert ebenfalls als viel zu klein. 1921 hat man das Kunstgewerbemuseum in das Schloß übergeführt, das in ein Schloßmuseum umgewandelt wurde, während das Völkerkundemuseum neu geordnet und gesichtet worden ist. Nur die allerbesten Stücke sind hier geblieben, prähistorische und ostasiatische Gegenstände in das ehemalige Kunstgewerbemuseum verwiesen worden. Viermal so viel ist noch in Kisten verpackt und harrt noch der Aufstellung. Man weiß gar nicht, wohin mit all diesem Reichtum. Die Sammlung für deutsche Volkskunde ist davon abgetrennt und, freilich recht unbefriedigend, in dem ehemaligen Kreutzschen Palais in der Klosterstraße verstaut. Wer sich für die Geschichte der Stadt Berlin interessiert und der Mark Brandenburg, wird in dem schmucken und ganz modernen Märkischen Museum auf seine Rechnung kommen.

Das sind die am meisten besuchten und bekanntesten Museen. Es gibt aber in der Reichshauptstadt noch sehr viel mehr zu sehen. Das alte Zeughaus Unter den Linden birgt eine bedeutende Waffensammlung und ist als ein Museum des Militarismus anzusprechen. Die „Ruhmeshalle" mit all dem Brimborium monarchistischer Vergangenheit, in der der Mensch erst beim Leutnant anfing und das Schwert die Weltgeschichte machte, muß man schaudernd mit in Kauf nehmen. Auch das „Museum für Meereskunde" ist über die Hohenzollernperiode noch nicht hinausgekommen — erst recht nicht das in dem reizvollen Schlößchen Monbijou untergebrachte Hohenzollernmuseum. Es gibt eben in dem sonst so modernen Berlin noch recht finstere Winkel — man braucht nur durch die Siegesallee zu spazieren — und es hat sich noch nicht überall herumgesprochen, daß Deutschland Republik ist. Viel zu wenig besucht sind das in dem ehemaligen Hamburger Bahnhof in Moabit eingerichtete, etwas entlegene Verkehrs- und Baumuseum und das in der Leipziger Straße gelegene und von dem ersten Reichspostmeister Stephan begründete Reichspostmuseum. An den langjährigen Aufenthalt Lessings in Berlin erinnert das in einem schönen alten Patrizierhaus untergebrachte Lessingmuseum. Man wird gern dem Haus, in dem der große revolutionäre Dichter gewohnt hat, einen Besuch abstatten.

Schließlich gehören aber auch die vorbildlichen wissenschaftlichen Anstalten im Westen der Stadt, der Botanische Garten in Dahlem und das dem ersten deutschen Zoologischen Garten einverleibte Aquarium, die wie das benachbarte neue Planetarium ausgezeichnet geleitet sind, in die lange Reihe der Berliner Museen.

Man kann Wochen und Monate auf das Studium der Berliner Museen verwenden, und man wird anerkennen müssen, daß die Reichshauptstadt den ersten Museumsstädten der Welt nicht nachsteht, ja, in mancher Beziehung an der Spitze marschiert.

Hermann Hieber



Das Alte Museum.

Soldat unter Friedrich Rex

Aus einem alten Buch von Ulrich Bräker

Im Jahre 1789 erschien unter dem Titel „Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes in Toggenburg" ein Buch, das große Beachtung fand. Es war von einem einfachen Mann — Ulrich Bräker — verfaßt und schilderte schlicht und kunstlos, aber sehr eindrucksvoll dessen Lebensschicksale. Bräker war kein praktischer Mann, sondern ein Grübler. Hilflos stand er dem praktischen Leben gegenüber und hatte darum auch kein Glück. Als Garnhändler und Weber geriet er in Schulden und Bankrott. Dieser schwere Schlag zermürbte ihn, und er starb am 11. September 1798 als „der arme Mann in Toggenburg", wie er sich selbst nannte. Seine Schicksale und Erlebnisse hate er niedergeschrieben, ohne zu denken, daß sie jemals veröffentlicht würden. Das ist dann geschehen durch Vermittlung des Pfarrers Imhof in Wattwil und des Ratsherrn Hans Heinrich Füßli. Letzterer und Eduard v. Bülow haben die Schriften Bräkers stark überarbeitet. Aus dem von der Deutschen Bibliothek Berlin herausgegebenen Buch, das den obigen Titel trägt, sind die folgenden Kapitel entnommen, die das Soldatenleben Bräkers schildern. Er war zum Militärdienst gepreßt worden unter falschen Versprechungen aller Art. Zum Diener hatte ihn der Leutnant Markoni gedungen, er wurde aber Muskote. Was er beim Militär erlebte, schildert er in den folgenden Veröffentlichungen.

Einzug in Berlin.

Es war den 8. April, als wir zu Berlin einmarschierten und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns angelangt war. Labrot, denn die andern verloren sich nach und nach von mir, ohne daß ich wußte, wo sie hinkamen, transportierte mich in die Krausenstraße, in Friedrichstadt, wies mir ein Quartier an und verließ mich kurz mit den Worten: „Da, Mussier, bleib Er bis auf fernere Order!" Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirtshaus! Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit auf seine Stube, wo sich schon zwei andre Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz, ich komme aus der Schweiz und sei Sr. Exzellenz des Herrn Leutnant Markoni Lakai, die Sergeanten haben mich hierher gewiesen, ich möge aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, daß ich hätte weinen mögen; und keiner wollte das geringste von einer solchen Exzellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit. Wir waren kaum fertig, als ein alter, hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arme, die er über den Tisch ausspreitete, legte ein Sechsgroschenstück dazu und sagte: „Das ist für dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Kommißbrot bringen." — „Was? Für mich?" versetzt' ich, „von wem, wozu?: — „Ei, deine Montierung und Traktement, Bursche! Was gilt's da Fragens? Bist ja ein Rekrut." — „Wie, was? Rekrute?" erwiderte ich. „Behüte Gott! Da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein, in meinem Leben nicht. Markonis Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Das wird mir kein Mensch anders sagen können!" — „Und ich sag dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh' dir dafür. Da hilft jetzt alles nichts." Ich: „Ach! wenn nur mein Herr Markoni da wäre." Er: „Den wirst du so bald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein als seines Leutnants?" Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann!" fuhr ich fort, „was soll das werden?" — „Nichts, Herr!" antwortete dieser, „als daß Er, wie ich und die andern Herren da, Soldat und wir folglich alle Brüder sind und Ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man Ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und Ihn fuchtelt, daß Ihm die Rippen krachen, bis Er kontent ist!" Ich: „Das wär', beim Sacker!, unverschämt gottlos." „Glaub' Er mir's auf mein Wort, anders ist's nicht und geht's nicht." Ich: „So will ich's dem Herrn König klagen." Hier lachten alle hoch auf. Er: „Da kömmt er sein Tage nicht hin." Ich: „Oder wo muß ich mich sonst melden?" Er: „Bei unserm Major, wenn Er will, aber das ist alles umsonst. Ich: „Nun, so will ich's probieren, ob's so gelte." Die Burschen lachten wieder, ich aber entschloß mich wirklich, morgens zum Major zu gehen und meinem treulosen Herrn nachzufragen.

Protest beim Herrn Major.

Sobald also der Tag am Himmel brach, ließ ich mir dessen Quartier zeigen. Potz Most! das dünkte mich ein königlicher Palast und der Major der König selbst zu sein, so majestätisch kam er mir vor, ein gewaltig großer Mann, mit einem Heldengesicht und ein paar feurigen Augen wie Sternen. Ich zitterte vor ihm, stotterte: „Herr . . . Major! Ich bin . . . Herrn Leutnant Markonis Be . . . Bedienter. Fü . . . fü . . . für das bi . . . bi . . . bin ich angewo . . . worden und sonst wei . . . weiters für ni . . . ni . . . nichts. Si . . . Si . . . Sie können ihn selbst frag . . . gen. J . . . Ich weiß nicht, wo er i . . . i . . . ist. Jetzt sagen's da, ich müsse S . . . o . . . oldat sei . . . ei . . . ein, ich wolle o . . . der wolle nicht." — „So!" unterbrach er mich, „so ist Er das saubre Bürschchen! Sein feiner Herr hat uns gewirtschaftet, daß es eine Lust ist, und Er wird wohl auch seinen Teil gezogen haben. Und kurz, jetzt soll Er dem König dienen, da ist's aus und vorbei." Ich: „Aber ich hab' ja weder Kapitulation noch Handgeld! Ach! Könnt ich doch mit meinem Herrn reden!" Er: „Den wird Er so bald nicht zu sehen kriegen, und Handgeld hat Er mehr gekost't als zehn andre. Sein Leutnant hat eine saubere Rechnung, und Er steht darin obenan. Eine Kapitulation soll Er haben." Ich: „Aber —" Er: „Fort, Er ist ja ein Zwerg, daß —" Ich: „Ich bi . . . bi . . . bitte." — Er: „Kanaille! Scher Er sich zum Teufel." Damit zog er die Fuchtel. Ich zum Haus hinaus wie ein Dieb und nach meinem Quartier, das ich vor Angst und Not kaum finden konnte. Da klagt' ich Zittemann mein Elend in den allerhöchsten Tönen. Der gute Mann sprach mir Mut ein. „Geduld, mein Sohn! Es wird schon alles besser gehen. Jetzt mußt' dich leiden, viel hundert brave Bursche aus guten Häusern müssen das gleiche tun. Denn gesetzt auch, Markoni könnte und wollte dich behalten, so müßt' er dich doch unter sein Regiment abgeben, sobald es hieß: ins Feld, marsch! Aber wirklich, einstweilen würd' er kaum einen zu nähren imstande sein, da er auf der Werbung ungeheure Summen verzehrt und dafür so wenig Kerls eingeschickt haben soll, wie ich unsern Oberst und Major schon oft lamentieren gehört, man wird ihn gewiß nicht mehr so geschwind zu derlei Geschäften brauchen." So tröstete mich Zittemann, und ich mußt's wohl annehmen, da mir kein besserer Trost übrigblieb. Nur dacht' ich dabei, die Größern richten solche Suppen an, und die Kleinen müssen sie aufessen.

Der Fahneneid.

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Kommißbrot nebst Unter- und Uebergewehr und fragte, ob ich mich nun eines Besseren bedacht. „Warum nicht?" antwortete Zittemann für mich, „er ist der beste Bursch' von der Welt." Jetzt führte man mich in die Montierungskammer, paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an und gab mir einen Hut, Halsbinde und

Strümpfe. Dann mußt' ich mit noch etwa zwanzig andern Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrern nachmurmelten, ich regte mein Maul nicht, dachte dafür, was ich gern wollte, ich glaube an Aennchen; er schwung dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche und ließ mir ein Mittagessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch vier übrig; mit diesen sollt' ich vier Tage wirtschaften, und sie reichten doch bloß für zwei hin. Bei dieser Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentieren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird dich schon lehren. Jetzt tut es nichts, hast noch allerlei zu verkaufen! Per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar doppelt armiert, das läßt sich alles versilbern. Auch kriegen solche junge Bursche oft noch eine Traktementszulage, und kannst dich deswegen beim Obrist melden." — „Oh! oh! Da geh' ich mein Tage nicht mehr hin", sagt' ich. „Potz Velten!" antwortete Cran, „du mußt mal des Donners gewohnt werden, sei's ein wenig früher oder später. Und dann der Menage wegen nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf miteinander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirnen und kochen selbst. Des Morgens für einen Dreier Fusel und en Stück Kommißbrot. Mittags holen sie in der Garküche für en andern Dreier Suppe und nehmen wieder en Stück Kommiß. Des Abends für zwei Pfennig Kovent oder Dünnbier und abermals Kommiß." — „Aber das ist, beim Strehl, ein verdammtes Leben", versetzt' ich, und er: „Ja! So kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen, denn er braucht noch viel andre Waren: Kreide, Puder, Schuhwachs, Oel, Schmirgel, Seife und was der hundert Siebensachen mehr sind." Ich: „Und das muß einer alles von den sechs Groschen bezahlen?" Er: „Ja! Und noch viel mehr, wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn Er solche Dinge nicht selber kann." Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte alles zurecht, so gut ich konnte und mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heuerlingswesen / Von Dr. Hagemann

Seine Eigenart.

Innerhalb der deutschen Agrarverfassung spielt das sogenannte Heuerlingswesen eine ganz besondere Rolle. Vorweg muß bemerkt werden, daß es nur westlich der Elbe Heuerlinge gibt. Sie sind überwiegend auf den schlechtern Böden Oldenburgs, der Provinz Hannover und Westfalens anzutreffen. Die Heuerlingsverfassung hat als besondere Eigentümlichkeit, daß die Heuerlingsbetriebe selbständige landwirtschaftliche Kleinbetriebe in einem Betriebsumfang von 1 bis 8 Hektar sind. Die Betriebe sind ausgesprochene Pachtbetriebe mit der Besonderheit, daß die Pächter ihrem Verpächter zu Arbeitsdiensten verpflichtet sind, wobei das besondere Schwergewicht in der Verpflichtung liegt, unbedingt zur bestimmten Stunde zur Arbeit zu erscheinen, wenn der Verpächter dazu bestellt hat, was naturgemäß häufig wirtschaftliche Schwierigkeiten besonders in der Heu- und Getreideernte verursachen kann, wenn keine vernünftige Verständigung erfolgt. Insbesondere in den arbeitsreichen Jahreszeiten muß der Heuerling bzw. seine Familienangehörigen in dem Verpächterbetrieb Arbeitshilfe leisten. Diese Arbeitshilfe ist in ihrer Art der Arbeit landwirtschaftlicher Arbeiter gleich; nur unterscheidet sie sich darin, daß der Verpächter nicht verpflichtet ist, die Heuerlinge das ganze Jahr über, vor allen Dingen nicht in der arbeitsarmen Zeit im Winter, zu beschäftigen. Dadurch, daß der Heuerling einen selbständigen Betrieb hat und in diesem vor allen Dingen viel Vieh, insbesondere Schweine hält, verwendet er seine Arbeitskraft im Winter mit Viehpflege.

Der Heuerling muß für das gepachtete Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie für das Land Pacht bezahlen, die er in der Regel im Tagelohn abarbeitet, teilweise ganz oder restlich in bar bezahlt. Ebenso wie die Größe der Heuerlingsstellen verschieden ist, ist auch die Zahl der zu leistenden Pflichtarbeitstage verschieden. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß je kleiner der Heuerlingsbetrieb, um so größer die Arbeitsverpflichtung ist, und umgekehrt. Die Nachkriegsverhältnisse haben auf das Verhältnis von Heuerling zum Verpächter in mancherlei Weise ändernd eingewirkt; Barentschädigung und Pachtzahlung haben die verschiedensten Formen angenommen.

Die Heuerlingsverbände.

Vom landwirtschaftlich-betriebswirtschaftlichen Standpunkt aus ist das Heuerlingswesen m. E. nur dort berechtigt und lebensfähig, wo in Gebieten vorwiegend mittelbäuerlicher Betriebsgrößen von 20 bis 50 Hektar der Verpächterbetrieb ständige landwirtschaftliche Arbeiter das ganze Jahr über nicht beschäftigen kann, weil insbesonderer in den Wintermonaten keine Arbeit mehr vorhanden ist, die eine dauernde Beschäftigung ermöglicht. Und so hat man sich in diesen mittelbäuerlichen Bezirken in der Gegend von Osnabrück damit geholfen, Teile des Verpächterbetriebes als selbständige Betriebe, die sogenannten Heuerlingsstellen, abzuteilen, um auf die Arbeitskraft der Heuerlinge nur im Bedarfsfall zurückgreifen zu können. Dadurch, daß die größte Anforderung an Arbeitskraft von seiten des Verpächters vor allem in den Bestell- und Erntezeiten liegt, in denen auch der Heuerling auf seinen eignen Ländereien die meiste Arbeit hat, sind erhebliche Reibungsmöglichkeiten gegeben, die bei der Verschärfung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in der Nachkriegszeit auch zu harten Auseinandersetzungen Anlaß gegeben haben. Weil von seiten der Verpächter insbesondere in den Jahren unmittelbar nach dem Kriegsende infolge des großen Landhungers durch die zurückkommenden Kriegsteilnehmer, die nicht mehr wie früher in der Industrie untergebracht werden konnten, dieser Landhunger teilweise wucherisch ausgenutzt wurde in Form von rücksichtslosen Kündigungen bei Nichtbewilligung eines geforderten erhöhten Pachtpreises oder gesteigerter Arbeitsverpflichtung, haben sich Organisationen der Heuerlinge gebildet, die in gemeinsamem Kampfe sich gegen derartige Auswüchse wehrten. So entstand in Vechta i. O. der Verband landwirtschaftlicher Kleinbetriebe, der insbesondere die Heuerlinge Südoldenburgs organisatorisch vereinigte und ebenso wie der Verband christlicher Heuerleute in Lingen dem Zentrum politisch nahesteht. Der Nordwestdeutsche Heuerleuteverband in Osnabrück erfaßt vorwiegend die nichtkatholischen Heuerlinge und hält Fühlung mit der Sozialdemokratischen und der Demokratischen Partei. Diese Organisationen schlossen sich am 25. Juni 1922 mit noch einer Reihe andrer Kleinbauernorganisationen in den übrigen Teilen des Reiches zu einer Reichsorganisation, dem Reichsverband landwirtschaftlicher Kleinbetriebe, mit dem Sitz in Berlin zusammen. Heute ist diese Organisation seit dem Jahre 1927 vereinigt mit dem Bayrischen Bauernbund und dem ehemaligen Deutschen Bauernbund zur „Deutschen Bauernschaft". Die oben angeführten Organisationen der Heuerlinge haben in dem Osnabrücker Gebiet von Anfang an im Gegensatz zu andern landwirtschaftlichen Organisationen, besonders dem Landbund, bewußt auf dem Boden der Reichsverfassung gestanden. Die ländlichen Ortsgruppen waren in den heißumstrittenen Kämpfen in den ersten Nachkriegsjahren die Stützpunkte der republikanischen Parteien. Heute sind in vielen Ortsgruppen dieser Heuerlingsorganisationen Reichsbanner-Organisationen gegründet worden oder sie geben den Kern ab, um den die Reichsbannergruppen sich kristallisieren konnten.

Geschichte des Heuerlingswesens.

Die Geburtsstunde des Heuerleutestandes fällt wohl in das 16. Jahrhundert. Er ist dadurch entstanden, daß Altenteilswohnungen (Liebtocht) nach dem Tode der Altenteiler von nachgeborenen Kindern des Altenteilers bezogen wurden. Der Hofesanerbe gab seinem Bruder dann Pachtland, welches er mit seinen Gespannen bearbeitete, wogegen er von dem jungen Heuermann als Gegenleistung dessen Arbeitshilfe in arbeitsreicher Zeit bekam. In seinem Uranfang war das Heuerlingsverhältnis ein familiäres Verhältnis, indem die Pachtzahlung nicht in Arbeitshilfe bestand, sondern die Arbeitshilfe lediglich als Abgeltung für geleistete Gespannhilfe galt. Fast in dieser Reinkultur hat sich dies noch bis auf den heutigen Tag in vielen Gemeinden der Kreise Hümmling und Meppen erhalten. **Noch heute ist es üblich, für einen Tag Gespannhilfe vier Tage** Arbeitshilfe zu leisten. In dieser Form kann man das Heuerleutewesen nicht als eine ungünstige Pachtform bezeichnen, weil sich beide Teile gegenseitig ergänzen. Der Verpächter hatte vor allem zur rechten Zeit Arbeitshilfe. Dies dürfte auch der Grund sein für die starke Auslegung von Heuerlingsstellen in den nächsten Jahrhunderten. Diese nicht aus Altenteilsstellen entstandenen Heuerlingsstellen stellten eine schmale Existenzbasis für den Heuermann dar; daher erklärt sich auch die starke handwerkliche Betätigung der Heuerleute, auch die Hollandgängerei im vorigen Jahrhundert hat hierin seinen Grund. Erst die völlige Umstellung der Landwirtschaft durch Einführung des Kunstdüngers nach 1870 brachte auch eine andre Existenzmöglichkeit für die Heuerleute, insbesondere dadurch, daß die in Oedland liegenden Außenschläge der Verpächterbetriebe durch Kunstdüngeranwendung in Kultur genommen wurden, teils durch unermüdliche Kulturpionierarbeit der Heuerlinge, die durch diese Arbeit ihre kleinen Betriebe vergrößerten.

Seine Zukunft.

Wie schon oben angedeutet, entwickelten sich in der Nachkriegszeit infolge des starken Landhungers eine Reihe von Auswüchsen des Heuerlingswesens, die dem Heuerlingswesen selbst den gesunden Kern nahmen, nämlich das gegenseitige Vertrauensverhältnis als Voraussetzung des gegenseitigen Arbeitsverhältnisses, durch übermäßige, teils unberechtigt gesteigerte Forderungen der Verpächter an Hilfe und Barpacht. Wie sich die Heuerlinge durch Organisation vor wirtschaftlichem Ruin in der Nachkriegszeit schützten, indem sie durch wirtschaftspolitische Kämpfe ein sozial gestaltetes Pachtrecht erkämpften, so steht und fällt auch für die Zukunft das Heuerlingswesen mit der Schaffung eines dauernden Pachtrechts, das auch das Arbeitsverhältnis bei Heuerlingsverhältnissen mit einschließt, um so durch eine gesetzliche Reglung die Heuerlinge vor wirtschaftlich unberechtigten Forderungen zu schützen und damit für die Erhaltung ihrer Existenz als selbständige landwirtschaftliche Kleinbetriebe zu sorgen.

Zusammenfassend möchte ich noch einmal sagen, daß das Heuerlingswesen landwirtschaftlich-betriebswirtschaftlich dort seine Berechtigung hat, wo in Gebieten vorwiegend mittelbäuerlicher Bezirke die mittelbäuerlichen Betriebe eigentlich ständige Landarbeiter das ganze Jahr über nicht beschäftigen können. Und so ist auch die Tatsache zu erklären, daß auch im Gebiet von Nordhannover jetzt im Zeichen der Agrarkrise, wo der einzelne Betriebsleiter scharf rechnen muß, auch dort Versuche mit der Einführung des Heuerlingswesens gemacht werden, wo bisher keine Heuerlinge waren, um die Betriebe wirtschaftlicher zu gestalten durch Vermeidung von festen Arbeitsverhältnissen während der Winterszeit.

Die republikanische Jugend

bekennt am 11. August erneut ihre Treue zum demokratischen Volksstaat. Das Jungbanner gehört in die erste Reihe derer, die zur Republik stehen. Darum darf kein Jungkamerad bei der Kundgebung fehlen, die stattfindet

im Zirkus Busch

Reichsbanner in Neuyork

Der „Neuyorker Volkszeitung" vom 27. Mai 1929 entnehmen wir nachstehenden erfreulichen Bericht, den wir in ähnlicher Fassung auch im „Neuyorker Herold" vom 27. Mai finden:

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und Friends of the German Republic. In überfülltem Saale der Austrian-Halle feierte am Samstag das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Gemeinschaft mit den Friends of the German Republic seine Bannerweihe — die Weihe der schwarzrotgoldenen Fahne —, und wird dieselbe noch lange in aller Erinnerung bleiben.

Unter gemeinsamem Gesang des dritten Verses des Deutschland-Liedes „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand" nahm der offizielle Teil der Feier seinen Anfang. In der Festrede führte Kamerad Bruno Wagner unter anderm aus: „Nicht Mordpatriotismus — nicht Kleinstaaterei — nicht Gewaltpolitik und Völkerverhetzung sind die Prinzipien des Reichsbanners, sondern die Vereinigung aller Deutschen in einer Großdeutschen Republik, wie auch die Anstrebung der Vereinigten Staaten von Europa mit zu dessen Zielen gehören. An Stelle des Völkermordens müßte die Völkerversöhnung treten, denn dann erst könnte sich jede Nation zu ihrem eignen Wohle richtig entfalten."

Die Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen und durch gemeinsames Singen des Reichsbannerliedes „Aus Kümmernis und Dunkelheit da mußten wir sie bergen" beschlossen. Ein Glückwunsch der Chikagoer Ortsgruppe gelangte zur Verlesung und wurde zugleich ein von ihnen gestifteter Fahnennagel überreicht. Der Gesangverein der Oesterreicher brachte in bekannt guter Weise einige seiner Lieder vor und trug dadurch noch wesentlich zu dessen Verschönerung bei. Ihr Präsident, Herr Weinstabl, gab anschließend der Hoffnung Ausdruck, daß hoffentlich recht bald das Reichsbanner auch hier sich verzehnfachen würde.

Kamerad Goldschmidt machte in einer der Pausen darauf aufmerksam, daß am Decorationsday, Donnerstag den 30. Mai, das Reichsbanner sich am Demonstrationszug nach dem Karl Schurz- und Franz-Siegel-Denkmal beteiligt. Treffpunkt 1 Uhr nachmittags West 110. Str. und Broadway. Restloses Erscheinen aller wird erwartet.

Die Versammlungen finden jeden 2. Donnerstag im Monat in der Austrian-Halle statt und ist die nächste am 13. Juni. —

Die Kommunistische Internationale schützt die faschistische Blutherrschaft in Litauen

Seit jener stürmischen Dezembernacht des Jahres 1926, in der Offizierstroßtrupps mit Waffengewalt die demokratisch-sozialistische Koalitionsregierung Litauens stürzten und den volkssozialistischen Staatspräsidenten Dr. Grinius zum Rücktritt zwangen, herrscht in Litauen uneingeschränkt der blutige Terror der Faschisten. Motiviert hatte die litauisch-nationalistische Presse damals den Staatsstreich mit der Behauptung, die parlamentarische Regierung liefere Litauen dem Bolschewismus aus, — um zu zeigen, daß es den neuen Machthabern ernst mit der Bekämpfung dieser Gefahr sei, schoß man wenige Tage nach dem geglückten Putsche sechs Kommunistenführer standrechtlich nieder. —

Schon sehr bald aber stellte es sich heraus, daß der „Bolschewistenschreck" nur Vorwand gewesen war — Mittel, um die verängstigten Kreise der Besitzenden dem Diktatur-Regime gefügig zu machen. Das Parlament, von dessen 86 Mitgliedern nur fünf der faschistischen Gruppe angehörten, wurde nach Hause geschickt und die Herren Smetona und Woldemaras regierten selbstherrlich mit Hilfe des Heeres und der faschistischen Milizorganisationen der „Schauliſten" und „Eisernen Wölfe". Innenpolitisch suchte man mit allen Mitteln die bäuerliche und proletarische Opposition niederzuhalten — man löste sozialistische und demokratische Lokalorganisationen auf, stellte die starken Genossenschaften der Landwirtschaft, die bis dahin fast ausschließlich unter volkssozialistischer Führung gestanden hatten, unter staatlich-faschistische Kontrolle und versuchte mit Nachdruck die Agitationstätigkeit selbst der Christlich-Demokratischen Partei (einer katholischen Rechtspartei, die etwa der Bayrischen Volkspartei entspricht) lahmzulegen. Alle Beamtenstellen wurden „von demokratischen Elementen gesäubert", die Autonomie des Memellandes trat man mit Füßen. Stärker und stärker wuchs der Unwillen des Volkes. Aber auch außenpolitisch versagte das Diktatoren-Regime. Die Wilnafrage blieb nach wie vor ungelöst, trotzdem Woldemaras, gleichzeitig Ministerpräsident und Außenminister, bei seiner antipolnischen Aktion den Beistand gerade der Macht fand, vor deren Angriff man Litauen angeblich gerade durch den Dezember-Staatsstreich hatte bewahren wollen, nämlich Sowjetrußland!

Sowjetrußlands Interessen erheischten die Offenhaltung der Wunde am litauischen Staatskörper, die das von den Polen annektierte Wilnaland darstellt. In Polen, der militärisch stärksten Macht an seiner Westgrenze, hat der Bolschewikenstaat mit Recht von jeher seinen ernstesten Feind gesehen. Wer gegen Polen geht, ist Sowjetrußlands natürlicher Verbündeter. So unterstützt der Rätebund die Seperationsbestrebungen der im polnischen Staatsgebiet lebenden Ukrainer und Weißrussen, so bemüht er sich, Kreise des deutschen Nationalismus für die Ostorientierung, d. h. für die Antipolenfront zu gewinnen, so gibt er dem litauischen Faschismus den nötigen politischen, moralischen und militärischen Rückhalt in seiner scharfen, unversöhnlichen Einstellung.

Der Tauroggener Aufstandsversuch gegen die Diktatoren, im September 1927 von verzweifelten darbenden Kleinbauern und Arbeitern unternommen (seit 1927 herrscht in Litauen dank der faschistischen Regierungsküste permanente Hungersnot, die Tausende von Menschen zur Auswandrung zwingt), konnte nach kurzem, heftigem Kampf im Blut erstickt werden, da die Kommunistische Partei Litauens, deren Aktionszentrum die proletarischen Massen der Hauptstadt Kowno bilden, im letzten Augenblick aus der Antifaschistenfront ausgebrochen war und ihre Mitglieder davor gewarnt hatte, durch eine Beteiligung an der Volkserhebung „das Spiel der polnischen Imperialisten zu spielen". So kommt das Blut der Füsilierten von Tauroggen, das Blut der in Wierniai und Mariampol zu Tode Gefolterten auf das Haupt der kommunistischen Führer in Litauen, die eine Erhebung, mit der 90 Prozent der Bevölkerung sympathisierten, schnöde sabotiert hatten.

Die Folge des Tauroggener Putsches war eine noch stärkere Unterdrückung der Opposition, eine Unterdrückung, die in dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei Litauens im April dieses Jahres gipfelte. Hunderte von Funktionären der sozialistischen und bäuerlichen Parteien wurden verhaftet, gefoltert, in Wierniai unter menschenunwürdigsten Verhältnissen interniert, — Tausende von Arbeitern und Bauern um Brot und Lohn gebracht. Konnte es da wundernehmen, daß die Gegnerschaft gegen Woldemaras und seine Faschisten sich in Verschwörungen, in der Bildung illegaler Organisationen äußerte, daß eine Radikalisierung der unterdrückten Massen einsetzte, eine Radikalisierung, die nicht der Kommunistischen Partei, der man ja den Verrat von Tauroggen nie verziehen hatte, zugute kam, sondern fast ausschließlich den linken Sozialrevolutionären (einer Gruppierung, die etwa der frühern USPD. entspricht, nur daß sie — in scharfem Gegensatz zum Marxismus — politische Attentate als Kampfmittel in Ländern der Diktatur nicht ablehnt).

Aus diesen links-sozialrevolutionären Kreisen, aus den Reihen ihrer Studentenorganisation „Ausra" (Morgenröte) gingen denn auch die Jünglinge hervor, die am 6. Mai als Antwort auf die Erschießung von vier sozialistischen Schriftenschmugglern in Schaulen, das mißglückte Attentat auf Woldemaras verübten. Blitzartig beleuchtete dieser terroristische Akt die innenpolitische Lage in Litauen und zeigte klar auf, auf wie schwachen Füßen die Diktatur dort steht — sollte das Attentat doch das Signal zu einer Volkserhebung gegen den Faschismus bilden. Vor allem die Einkerkerung des gesamten Offizierkorps des in Kowno garnisonierenden 5. Infanterie-Regiments mit Oberst Slapnies an der Spitze durch regierungstreue Truppen bewies die innere Hohlheit des herrschenden Systems.

Daran ist kein Zweifel: Litauen steht am Beginn eines neuen Bürgerkriegs gegen die faschistischen Blutrichter. Und ausgerechnet in diesem Augenblick erklärt die sowjet-offiziöse „Iswestija" vom 26. Mai 1929: „Jeder Schlag gegen die Regierung Woldemaras ist ein Schlag gegen die Sowjet-Union!" — Die Kommunistische Internationale, die Internationale, die nach den Phrasen ihrer Führer angeblich allein den erbarmungs- und kompromißlosen Kampf gegen den Faschismus aller Schattierungen und aller Länder führt, stellt sich hiermit vor aller Oeffentlichkeit schützend vor die Henker der litauischen Volksfreiheit. Diese Tatsache allein dürfte genügen, auch den beschränktesten Nachbetern der bolschewistischen Weltrevolutionstheorie die Augen über den wahren Charakter der kommunistischen Politik zu öffnen! Ist es doch nicht das erstemal, daß moskaurote und weiße Imperialisten sich in brüderlichem Bündnis zusammenfinden. Erinnern wir uns an den gemeinsam mit der faschistischen gewerkschaftsvernichtenden Türkei Kemal Paschas übernommenen Ueberfall auf die sozialistische Republik Georgien und an dessen Aufteilung zwischen der weißen Türkei und dem „roten" Rußland! Erinnern wir uns an die Radek-Parolen von 1923, die die deutschen Arbeiter zum Zusammengehen mit den Hakenkreuz-Gardisten aufforderten!

Und dies Gesindel besitzt dann noch die Unverschämtheit, „antifaschistische Kongresse" einzuberufen und auf denselben Reichsbanner und Republikanischen Schutzbund als Schrittmacher des Faschismus zu begeifern!

Hans Godwin Grimm.